

Mit Hammer und Zange unterwegs

Autor(en): **Häny, Ruedi**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Aarauer Neujaarsblätter**

Band (Jahr): **77 (2003)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-558964>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Mit Hammer und Zange unterwegs

Einleitung

Der Washtag hatte für mich Kindergarten-schüler immer eine besondere Bedeutung. Es passierte etwas zu Hause in der alten Stadtmühle. Dann kam schon in aller «Herrgottsfrühe» die Wäscherin Frau Wildi. Sie wohnte am Färberplatz und hatte keinen langen Arbeitsweg zu uns. Bevor sie zu uns hinauf stieg, begab sie sich im Stadthöfli rechts die Treppe hinunter. Dort unten, versteckt in altem Mauerwerk, war unser Holzkeller und eine Treppe tiefer das Waschhaus. Hier begann Frau Wildi ihr Tagwerk, indem sie den grossen kupfernen Waschtrog befeuerte und unter Dampf setzte. Wenn alles gut lief und das Feuer zog, kam Frau Wildi zu uns hinauf in die Küche und tat sich gütlich an Kaffee mit «Confitüre-Schnitte und Anke». Ich schaute ihr dabei gern zu, weil sie mit ihren ausgelaugten Händen das Brot «hickte», denn ihre Zähne waren nicht mehr so stark, dass sie den «Brotrauft» beissen konnte.

Meine Mutter war an diesem Tag auch voll mit Hilfsreichungen beschäftigt. Man muss bedenken, dass letztlich die «Wäschezeinen» über viele Stockwerke der laufenden Mühle, auf die «Altane» zuoberst auf dem Flachdach, getragen werden mussten.

Ich genoss die sich aus dem Washtag ergebende Freiheit, denn es fehlte Mutter an der Zeit, mich wie üblich zu beaufsichtigen. Also tat ich etwas, von dem ich wusste, dass ich damit Mutter eine Freude machen

konnte. Ich wollte «Kommissionen» machen, weshalb ich dazu meine «Scheube» und deren halbrunde vordere Tasche mit meinen beiden Lieblingswerkzeugen füllte: einem Hammer und einer währschaftigen Beisszange. Beide Werkzeuge fand ich in Grossvaters ehemaligem Schneidertisch in einer Holzkiste. Zwei bis drei krumme, grosse Zimmermannsnägel nahm ich auch dazu, aber die grosse schwarze Stoffschere liess ich zurück.

Von den Einkäufen mit Mutter kannte ich die Innenstadt gut und wusste auch, wo sich die weiter weg liegenden Läden befanden, die wir nicht täglich aufsuchten.

So begab ich mich auf meine Tour und war froh, dass mir niemand den Auftrag gegeben hatte, da oder dort «drei Vierlig gribne Teig» oder «fünf Vierlig Schwiinigs vom Hals zum Brote» besorgen musste. Dieses damalige Gewichtssystem verursachte mir beim Kommissionen-Machen manches Ungemach, denn kaum von zu Hause weg, sah ich auf der Strasse etwas, was mich ablenkte, und schon wusste ich nicht mehr, welche Menge ich, in Bruchteilen vom Pfund, besorgen musste (Gott sei Dank wurden später die neuen Masseinheiten mit Kilogramm und Gramm eingeführt).

Die Metzgergasse hinauf in die Pelzgasse und durch die Tore gelangte ich an den Ziegelrain. Auf der linken Seite standen auf einer Stützmauer etliche hohe Altstadt-häuser mit schönen Giebeln. Zuoberst auf Höhe der Vorstadt stand das Restaurant Häf-

liger; ganz unten am Schluss der Stützmauer war die Käferei Dietiker. Vielleicht in der Mitte der dortigen Häuserreihe hatte mein Grossvater, Beck Hermann Häny, seine bekannte Bäckerei. Seine zweite Frau, die Stiefmutter von meinem Vater Hermann und dessen Bruder Walter, war eine stämmige Bauerntochter aus dem Zürcher Oberland. Es bestand zwischen mir und Grossmutter kein zärtliches Verhältnis, doch ich achtete sie, weil sie besorgt tüchtig war und ich ihr offenbar gefiel.

«Was, du chonsch allei» rief sie, als ich in den Laden trat. «Wo isch s'Muetti?» «Sie het Wösch». «So so; was muesch ha?» Ich brachte es stockend und auch fragend heraus: «Es Halbpfünderli Suurteig». Offenbar stimmte meine Bestellung, und ich packte das Brot samt losem Papier in die «Scheubentasche» neben Hammer und Zange. Ungläubig schaute mir Grossmutter zu. «Jetzt gosch aber weidli hei, gäll!» Die letzte Ermahnung verstand ich gut, aber meine Tour war noch nicht fertig.

Ich begab mich weiter in die Vorstadt hinaus, schaute noch begierig in die Auslage von «Onkel Ernsti und Tante Emmi», die dort ihre Konditorei betrieben, und querte in die Obere Vorstadt. Die Milch- und Käsehandlung von Freis wurde von uns auch mal aufgesucht, denn man kannte sich. Wohl war die Milchhandlung von Anliker in der Pelzgasse unser Hoflieferant, aber ab und zu berücksichtigte man eben die Freis. Auch hier war man erstaunt, mich allein zu sehen.

Ich aber dachte an die gehörten Aussprüche von zu Hause: «Freis händ eifach de bescht Anke»; also verlangte ich «es Bälleli Anke». Auch dieses verschwand nach erstaunten Blicken und Kopfschütteln von Frau Frei in der «Scheubentasche» unter Hammer und Zange. «Los mer s'Muetti grüesse, aber gosch jetz hei!»

Meinem «Gluscht» nach eigenen Unternehmungen war aber noch nicht Genüge getan. Es gab da ja noch weit vorn hier den Aarauer Bahnhof. Den Weg dorthin kannte ich auch. Jedes Mal wenn mein Götti und die Tantegotte von Luzern uns besuchen kamen, holten wir sie dort ab und begleiteten sie zur Mühle.

In der Metzgergasse im Haus eines bösen Hausbesitzers namens «Hefti» wurden Mutter und ihr Bruder geboren. Später erfuhr ich, dass mein Götti wegen Fehlverhaltens in der Bezirksschule schon im zweiten Schuljahr auf die Strasse gestellt wurde. Er konnte dann eine Lehre als Lithograf beginnen und wurde später bei der Gotthardbahn Chefbeamter in der Abteilung für Kartografie. Als Bähnler verfügte er aber leider über kein grosses Geschick im Zugfahren. Er las den Fahrplan zu flüchtig, nahm den falschen Zug und liess dann zuletzt noch den Schirm oder den neuen Mantel im Zug liegen. Mit anderen Worten mussten wir manchmal lang auf unseren Besuch warten, derweil in Mutters Küche das Essen verkochte. Ich bekam dadurch Gelegenheit, staunend das Ein- und Abfahren der Züge

mit den zischenden Dampfloks zu beobachten und freute mich an dem herrlichen Radwerk samt Hebelgestänge der Loks.

In der Vorfreude auf dieses Dampf-Spektakel nahm ich den Weg durch die Bahnhofstrasse unter die Füsse. Die elektrische Trambahn der WSB auf meiner linken Seite fesselte mich nicht stark. Ihr Lärm und «Gequietsche» tat in den Ohren weh; aber dort im Bahnhof, halb unter der Perronüberdachung, stand eine Dampfloks und verkündete in immer wiederkehrendem Rhythmus ihr Lied «täg-paff-täg paff... täg-paff». «Gang ned so wit füre», mahnte der ausgestiegene Lokführer. Prüfend umschritt er seine Lok, hielt da und dort die Hand an ein Lager, putzte ausgetretenes Öl mit den Putzfäden weg und stieg wieder in den Führerstand zum fleissig arbeitenden Heizer.

Er schaute nach hinten und wartete auf den Abfahrtsbefehl, und dann hob er die Hand zur Ledermütze, grüsste mich und stellte die Hebel auf Fahrt. Gebannt sah ich auf die Kolbenstangen und erschrak jedes Mal, wenn das Antriebsrad mit Schlupf leer durchdrehte.

Es war inzwischen später Nachmittag geworden, und ich fühlte, dass wahrscheinlich die Wäsche hing und Frau Wildi nach Hause gegangen war. Ich war müde und sehnte mich mit meinen Einkäufen nach Hause.

Als ich ins Ochsengässli einbog, sah mich Marili Biri. «Ruedeli, wo chonsch du her? Si sueched di scho lang überall.» «I ha Kommissionen für s'Muetti gmacht.»

Als mich Mutter sah, schien alles gut. «Aber säg, worum bisch dervo gloffe? Mer hend so Angscht gha – au de Vater het di gsuecht – alli. Was hesch do no met brocht?» Das «Halbpfünderli» war noch ganz, aber das Papier war ganz fettig. Das «Bälleli Anke» war von Hammer und Zange so maltrahiert worden, dass man seine ursprüngliche Form nur noch erahnen konnte.

Es geht mir noch heute so. Mich fasziniert eine unter Dampf stehende Lok derart, dass ich beim Betrachten der ausdividierten Hebelanordnungen, deren Geometrie und Funktionen fast nicht mehr loslassen kann. Gleiches passiert auf einem Raddampfer. Die unbändige Kraft der herrlichen Kolbenstangen auf die Kurbelwelle und Schaufelräder lässt mich die Umwelt vergessen. Manchmal denke ich, wo sind all die Männer – Ingenieure und Mechaniker –, die diese langlebigen Wunderwerke schufen, die wir heute noch bewundern. Der matte Glanz des fein geschlichteten Stahls, die Lager mit den grossen Schmiernippeln; all das sind in meinen Augen technische Wunderwerke, die mein Geist erfassen kann. Gleiche technische Wunder verbergen sich in den Kleinstcomputern, aber ich kann deren Funktionen nicht mit meinem Verstand nachvollziehen. Ihre Kraft und Geschwindigkeit ist immens und gigantisch und doch ist mir der Kolben einer Dampfloks greiflicher. «C'est ça que je sais», um einen Auspruch von Jean Gabin zu zitieren.